

UNFALL AM LANGEN JAMMER

JÜRGEN BREEST



Jürgen Breest

Unfall am langen Jammer

1. Auflage 2016

ISBN: 978-3-86815-665-2

© IGEL Verlag *Literatur & Wissenschaft*, Hamburg www.igelverlag.com

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Marta Czerwinski

Igel Verlag *Literatur & Wissenschaft* ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der
Deutschen Nationalbibliografie.

Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

Er räumte das Frühstücksgeschirr in die Spülmaschine. Nach dem Abendessen würde er sie anstellen müssen. Nach Ellis Tod musste er sie nur noch einmal die Woche benutzen. Vorher hatten sie alle zwei Tage gespült, denn Elli ging mit Geschirr sehr zu Vogts Verdross überaus großzügig um. Jetzt konnte er ungehemmt seinem Spartrieb Genüge tun, denn die Familie, die einen größeren Geschirraufwand erforderte, besuchte ihn nur selten, und Christa von nebenan traf er meistens bei ihr im Haus oder im Garten und selten zu den Mahlzeiten, so dass er für die nette Nachbarin fast nie Tassen und Teller bemühen musste.

Überhaupt lebte er sparsam, obwohl ihm seine Studienratspension eine durchaus komfortable Existenz ermöglichte. Aber ein gewisser Hang zur Askese hatte ihn schon immer geprägt und zu häufigen Konflikten mit Ehefrau Elli geführt. Die war in jeder Beziehung großzügig, auch im Geld ausgeben, so dass er erst in den letzten drei Jahren größere Summen auf seinem Konto horten konnte. Immer wenn ihn die Trauer über Ellis Tod bedrängte, tröstete er sich mit dem Anblick der Kontoauszüge. Vor seinen Kindern hielt er seine Besitzstände geheim. Seiner Tochter hätte er sich vielleicht anvertrauen können, denn sie war gut verheiratet und lebte selbst in einem gewissen Wohlstand, aber sein Sohn ... Na ja, Schwamm drüber.

Das Telefon läutete. Nanu, dachte er, wer konnte das sein? Halb elf, wahrscheinlich wieder so eine Investmentfirma, die ihn zu einer Geldanlage überreden wollte. Er ging gemächlich aus der Küche ins Wohnzimmer, das von Sonnenlicht schier überschwemmt wurde, so dass man Mühe hatte, darin Platz zu finden.

„Ja ja!“ versuchte er das penetrante Geklingel zu übertönen und fand erst nach einigem Suchen das drahtlose Telefon unter dem ‚Weser Kurier‘. Dass dabei ein Teil der Zeitung unter den Couch-

tisch rutschte, kommentierte er mit einem geflüsterten: „Verdammter Mist!“

Er drückte mit Mühe die viel zu kleine Gesprächsannahmetaste. „Vogt!“ sagte er so laut, dass er vor seiner eigenen Stimme erschrak. Das kommt, wenn man im Alter den größten Teil seines Lebens stumm verbringt, dachte er und ließ sich in einen Sessel fallen.

Eine freundliche Stimme mit starkem amerikanischen Akzent meldete sich: „Sam Brodmann. Spreche ich mit Herrn Harald Vogt?“

„Gewiss, das tun Sie“, brummte Vogt in Erwartung eines Werbegesprächs.

„Entschuldigen Sie bitte die Störung. Ich habe eine Frage. Erinnern Sie sich noch an eine Familie Brodmann, die vor dem Krieg bei Ihnen im Nachbarhaus gewohnt hat, dort wo jetzt Frau Scheller lebt?“

„Nein“, antwortete Vogt zögernd. Irgendeine Assoziation löste der Name Brodmann bei ihm aus, ohne dass ihm zunächst Konkretes dazu einfiel.

„Erinnern Sie sich nicht an den kleinen Jakob, mit dem Sie bei den Nachbarn oder auch bei Ihnen gespielt haben?“

„Wann soll denn das gewesen sein?“

„Ende der dreißiger Jahre. Welcher Jahrgang sind Sie?“

Vogt zögerte. Sollte er auf eine solche eher intime Frage antworten? Andererseits war sein Geburtsjahr kein Geheimnis. Was riskierte er schon, wenn er damit herausrückte? Trotzdem war ihm unbehaglich zumute.

„Sechsenddreißig.“

„Und mein Bruder fünfunddreißig. Emigriert ist er mit seiner Familie Ende neununddreißig. Da waren Sie beide drei und vier. Ich sehe Sie hier auf einem Foto auf der Schaukel in einem Garten. Sie trugen eine lederne Trachtenhose.“

„Ja, ich hatte so eine Sepphose, aber trotzdem erinnere ich mich nicht.“

„Ist ja nicht schlimm“, lachte der Fremde.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Vogt plötzlich verärgert.

„Dreijährige sind geistig vielleicht noch nicht so weit. Ich könnte Ihnen auch andere Fotos von Ihnen beiden zeigen.“

„Schön. Und wozu das Ganze?“ Vogts Misstrauen wuchs und bremste seine Freundlichkeit.

„Ich mache auf meine alten Tage endlich mal eine Europareise. Sonst lebe ich in den Vereinigten Staaten. Im Moment ist Deutschland dran und für ein paar Tage speziell Bremen. Ich wollte gern auch nach Borgfeld kommen und, wenn es irgendwie möglich ist, Sie sehen und vielleicht auch das Haus von Frau Scheller besuchen. Ich bin Journalist und möchte eine Chronik über die Familie Brodmann, über meine Familie schreiben. Und da recherchiere ich jetzt in Deutschland.“

„Aha.“ Vogts Augen suchten nervös nach Halt in dem grell ausgeleuchteten Zimmer. Die entstehende Gesprächspause spürte er schmerzhaft in den Eingeweiden. Plötzlich wusste er, wer diese Brodmanns waren. Seine Eltern hatten manchmal davon gesprochen, dass früher eine jüdische Familie nebenan gewohnt hatte.

„Sind Sie noch da, Herr Vogt?“ wieder diese fröhliche Stimme.

„Ja, natürlich. Es ist alles nur so ...“ Es fiel ihm nicht ein, wie es alles so war.

„Ich bitte nochmals um Entschuldigung, dass ich Sie derart überfalle mit meinem Anliegen. Aber vielleicht ist es verzeihlich, wenn ein alter Mann die Vergangenheit seiner Familie mit all ihren Höhen und Tiefen ausloten möchte.“

„Aber Sie selbst waren damals noch nicht dabei hier in Bremen?“

„Nein. Ich bin sechs Jahre jünger als mein Bruder.“

„Gut. Wenn Ihnen also so viel daran liegt, kommen Sie mich besuchen. Wann passt es Ihnen?“ Da sprach ein anderer aus ihm mit einer Stimme, die ihm fremd war.

„Vielen, vielen Dank für die Einladung. Wäre es Ihnen morgen Nachmittag recht?“

„Das ließe sich einrichten. Sagen wir um vier Uhr. Trinken Sie Tee oder Kaffee?“

Der Mann lachte. „Das können Sie entscheiden. Ich mag beides.“

„Dann bitte zum Tee. Mein Magen, wissen Sie ...“

„Ja, wir werden nicht jünger. Ich hab auch so meine kleinen Gebrechen.“

„Ich hatte schon als Kind Magenprobleme.“ Wieder diese andere Stimme. Ablehnung pur.

„Verstehe. Also dann bis morgen. Noch eine Bitte: könnten Sie mir die Telefonnummer von Frau Scheller geben? Ich finde sie nicht im Telefonbuch.“

„Ihre Nummer ist geheim. Ich werde Frau Scheller über Ihren Besuch und Ihren Wunsch, das Haus zu sehen, informieren.“

„Sehr freundlich. Glauben Sie, dass sie mich empfängt?“

„Man wird sehen. Ich werde mich für Sie verwenden. Mehr kann ich nicht versprechen.“

„Ich danke Ihnen sehr und freue mich auf morgen.“

Ehe Vogt noch reagieren konnte, brach die Verbindung ab. Das Telefon war heiß geworden in seiner Hand, genauso wie das rechte Ohr. Er holte tief Luft und starrte voller Abneigung auf den Apparat, der ihm dieses überaus befremdliche Gespräch aufgezwungen hatte.

„Wenn das man gut geht“, flüsterte er und zitierte damit seine Mutter, die sich meisterhaft aufs Unken verstanden hatte. Ächzend beugte er sich vor, zog die Zeitung unter dem Tisch heraus und wartete auf die Rückenschmerzen, die sich bei solchen Bewegungen regelmäßig einstellten. Diesmal blieben sie aus. Fast war er enttäuscht, denn irgendwelche Schmerzen würden seiner derzeitigen Gemütsverfassung ganz und gar entsprechen. Jedenfalls war sein Puls erhöht, wie ein Griff zum linken Handgelenk fühlen ließ. Immerhin war seine Aufregung auf diese Weise eindeutig bewiesen.

Er lehnte sich im Sessel zurück und schloss für einen Moment die Augen, um dem allzu optimistischen Sonnenlicht zu entkommen. Er überlegte, was er sich für diesen Tag, der plötzlich irgendwie aus dem Gleichgewicht geriet, eigentlich frühmorgens vor dem

Aufstehen vorgenommen hatte. Richtig, er wollte das Unkraut aus den Fugen der Terrassenplatten entfernen. Danach wollte er staubsaugen, gegen Mittag in die Stadt zum Einkaufen fahren und eine Bratwurst am Unser-Liebenfrauen-Kirchhof essen. Irgendwie kamen ihm diese Verrichtungen lächerlich vor. Was für ein kleinkariertes Leben er führte. Da tauchte ein amerikanischer Journalist auf und beschwor eine unheimliche Vergangenheit herauf, und er dachte ans Unkraut zupfen.

Er lachte kurz ohne Fröhlichkeit und sah sich in seinem Wohnzimmer um, das ihn normalerweise wie eine schützende, wärmende Decke umgab. Aber die im grellen Licht überdeutlichen Gegenstände wie Möbel, Bilder, Bücher wirkten zweidimensional und weit abgerückt. Er stemmte sich aus dem Sessel, zog die Vorhänge zu und rettete sich auf die Terrasse, wo Vogelgezwitscher und der Duft sonnenbeschienener Tannen für eine natürlichere Umgebung sorgten. Er setzte sich in einen Gartenstuhl und schaute hinüber in Christas Garten, wo sich nichts rührte. Christa schien unterwegs zu sein, denn sonst machte sie sich bei solchem Wetter immer irgendwie an ihren Pflanzen zu schaffen. Im Gegensatz zu seinem eher schlichten, pflegeleichten Garten mit viel Rasen und Büschen und wenig Blumenbeeten war Christas Garten eine kleine Zauberwelt mit Rhododendron, exotischen Pflanzen, rosenüberwachsenen Durchgängen und vielen kleinen Beeten, in denen das ganze Jahr über etwas blühte. Zwischen den Blumen leuchtend bunte Glaskugeln auf Stäbe gesteckt wie auf alten Wopsweder Gemälden.

Vogt konnte seine Nachbarin nur bewundern für all den Fleiß und die Liebe, die sie in diesen Märchengarten investierte. Und das, obwohl sie auch sonst sehr aktiv war, oft in Konzerte und ins Theater ging, Ausstellungen besuchte und in der Welt der Literatur zu Hause war. Er hingegen vermied es, sich unter Kulturbewegten zu tummeln, wie ihn überhaupt Menschenansammlungen eher ängstigten. Auch in der Schule hatte er immer eine gewisse Distanz zu seinen Schülern gesucht, sich nur ungern durch die Tischreihen bewegt, sich lieber hinter seinem Lehrertisch verschanzt. Er galt als

unnahbar und Sonderling, und seine Tochter Ruth hatte ihm sein Bedürfnis nach Abstand schon als Lieblosigkeit vorgeworfen. „Du magst die Menschen nicht“, lautete ihr Urteil.

„Ja, ja,“ flüsterte er, „mit mir kann man’s ja machen“, und zitierte damit wieder seine Mutter. Vermutlich war auch das ein Zeichen für sein Außenseitertum, dass sich solch Sprachmüll in seinem Kopf tummelte und ungerufen aus seinem Mund quoll, wie er überhaupt zu Selbstgesprächen neigte.

Er reckte sich und stand auf. Die Wärme drang ihm durch den Pullover. Es würde heiß werden, und deshalb musste er auf das wollene Kleidungsstück verzichten, was er ungern tat, denn je weniger er auf der Haut trug, umso mehr fühlte er sich ausgeliefert.

Aus dem Keller holte er Gartenwerkzeuge und Handschuhe und machte sich daran, die Terrassenfugen zu säubern. Das war eine nur teilweise befriedigende Tätigkeit. Zwar erfreute das Auge die Sauberkeit und Glätte des Steinbodens, aber da sich viele Löwenzahn- und Graswurzeln trotz größter Sorgfalt und Mühe nicht gänzlich entfernen ließen, war der nächste Unkrautbefall schon vorprogrammiert.

Auf das Staubsaugen verzichtete er in Anbetracht der Tatsache, dass er erst für morgen Besuch erwartete und es deshalb sinnvoll war, die Reinigung um einen Tag zu verschieben.

Bevor er in die Stadt fuhr, machte er einen Rundgang durch das ganze Haus, um sich zu vergewissern, dass alles an Ort und Stelle war. Vor der Flurgarderobe zögerte er. Nein, das Jackett wollte er trotz der zu erwartenden Hitze nicht entbehren. Es war schon Zugeständnis ans Wetter genug, keine Krawatte umzubinden.

Er schloss sorgfältig die Haustür ab und steckte den Schlüssel in die Jackentasche. Gleich darauf griff er noch einmal in die Tasche, um ganz sicher zu sein, dass der Schlüssel darin war. Ein Albtraum die Vorstellung, dass er sich aussperrte, obwohl sich Ersatzschlüssel bei Christa und bei Ruth befanden. Auch die Garage schloss er so bewusst ab, um sich nicht später fragen zu müssen: Hab ich die Tür richtig zugemacht oder nicht?

Er lenkte seinen dunkelblauen Golf Richtung Stadt. Trotz seines Alters bereitete ihm das Autofahren immer noch Freude. Überhaupt war er gern in Bewegung, ob nun mit dem Wagen, mit dem Fahrrad oder zu Fuß. Das schöne Gefühl von Freiheit, von Ungebundenheit.

Er stellte den Wagen im Parkhaus am Brill ab und ging zur Sparkasse, um Geld abzuheben. Er leistete sich den altmodischen Luxus, überall noch bar zu bezahlen statt mit der Karte. Er lehnte es auch ab, seine Konten online zu führen. Er misstraute solchen Systemen. Er wollte Geld in der Hand haben und Kontoauszüge aus Papier, die man abheften konnte. Es vermittelte ihm ein Gefühl von Sicherheit, seinen Geldbesitz gedruckt vor sich zu sehen. Sein Girokonto war noch gut gefüllt, und das Festgeldkonto beherbergte eine Summe von über zweihunderttausend Euro. Man musste dankbar sein. Und das war er. Das altehrwürdige Sparkassengebäude versprach nur Gutes.

Fast ein wenig beschwingt verließ er die kühle Halle und machte sich auf den Weg Richtung Marktplatz. Er wählte die schattige Seite der Obernstraße und hielt sich eng an den Hauswänden, soweit das andere Passanten und Schaufenstergucker zuließen. Ein schöner Junitag fürwahr, und für bremische Verhältnisse eher erstaunlich. Italienischer Himmel über der oft so grauen Stadt. Das strahlende Blau kam einem irgendwie verlogener vor. Vorspiegelung falscher Tatsachen.

Seine gute Laune wurde bestraft durch zwei schlampig gekleidete Jugendliche, von denen einer ihn anrempelte und schnauzte: „Heh, Alter, keine Augen im Kopf?“

Vogt erschrak und stammelte: „Tut mir leid.“

„Tut ihm leid“, sagte der Rempler verächtlich zu seinem Genossen.

„Kauf dir ’nen Sarg, du Opfer. Hast lange genug die Luft verpestet“, meinte der Genosse übertrieben freundlich und schlug ihm blitzschnell kräftig in die Seite. Lachend liefen die Burschen davon.

Es war weniger der Schmerz vom Schlag als vielmehr die Demütigung, die Vogt den Atem nahm. Es dauerte mehrere Minuten, bis

das Keuchen nachließ und der Herzschlag sich beruhigte.

Dennoch war seine Stimme belegt, als er im Fischladen verschiedene Sorten Räucherfisch und frischen Matjes erbat. Die junge Verkäuferin bediente ihn so kühl und von oben herab, als wollte sie sich mit den Rüpel'n von der Obernstraße solidarisieren.

„Nur gut, dass ich heutzutage keinen Schuldienst mehr leisten muss“, flüsterte er, als er über den Blumenmarkt zum Domshof ging, um sich mit Obst und Gemüse einzudecken. Er war froh, von älteren Frauen bedient zu werden, auch wenn eine ihn fragte: „Was darf's sein, junger Mann?“

Er hasste es, so bezeichnet zu werden, aber im Moment fehlte ihm einfach der Mut, sich das zu verbitten. „Ist sicher nicht böse gemeint“, flüsterte er.

„Was haben Sie gesagt?“ fragte die Verkäuferin. Die Fleischmassen ihres rosigen Gesichts verengten die blauen Augen zu Schlitzeln, und die falschen Zähne machten das Lächeln eher zu einem Fletschen.

„Ach, nichts. Habe nur laut gedacht.“ Er lächelte sicherheitshalber und ignorierte ihr leichtes Kopfschütteln, obwohl ihm auf der Zunge lag zu sagen: „Nicht alle alten Menschen sind dement.“

Er verließ den Wochenmarkt so schnell wie möglich, traute sich nicht mehr auf die Obernstraße, wählte einen Umweg durch Sögestraße und Wallanlagen zurück zum Parkhaus, auch wenn es ihm Mühe machte, die Einkaufstüten zu schleppen.

Erst als er im Auto saß, fiel ihm ein, dass er vergessen hatte, eine Bratwurst zu essen. Also musste er sich zu Hause ein Mittagsmahl ausdenken. „Heute geht alles schief!“ schimpfte er laut und öffnete das Seitenfenster ein wenig, weil ihm der Schweiß von der Stirn in die Augen lief. Jetzt wäre eine Klimaanlage angemessen, dachte er, denn er fuhr ein älteres Modell. Aber wann braucht man in Bremen schon mal so ein Ding? tröstete er sich. Er wollte kein neues Auto mehr für die letzten Jahre. Dieses hatte er noch mit Elli zusammen gefahren. Sie hatten schöne Reisen und Ausflüge damit gemacht. Es

hatte ihnen wie ein treuer Kamerad gedient und damit Anspruch auf ein friedliches Alter. So ein Wagen war eben nicht bloß ein toter Gegenstand. Er fühlte sich ihm mehr verbunden als vielen Lebewesen.

Zu Hause briet er sich zwei Eier und legte sie auf ein Schinkenbrot. ‚Strammer Max‘ nannte man so etwas wohl. Dazu gab es Tomatensalat und hinterher frische Erdbeeren. Er aß in der Küche, in der Essecke im Wohnzimmer wurde nur bei Besuch gedeckt. Er füllte sich und war für den Moment zufrieden.

Erst als er sich im Wohnzimmer auf die Couch legte, um Zeitung zu lesen und einen Mittagsschlaf zu halten, musste er wieder an den Amerikaner denken. Was für eine verrückte Idee, nach über siebzig Jahren in das Haus seiner Vorfahren zurückzukehren und einem damaligen Spielkameraden seines Bruders einen Besuch abzustatten. Was erwartete er? Längst Erloschenes zu neuem Leben zu erwecken? Hoffentlich kam er nicht, um über jüdische Schicksale zu klagen. Vogt hatte es sich nie leicht gemacht mit diesem Problem, hatte sich während des Studiums intensiv mit dem Holocaust beschäftigt, hatte sich geschämt, ‚ein Deutscher zu sein‘. Er hatte mit den Eltern gestritten, die zwar keine dicken Nazis gewesen waren, aber keine Neigung zeigten, ihre braune Vergangenheit in irgendeiner Form aufzuarbeiten. Ignoranz und Fatalismus waren ihre Haltung. ‚Der Einzelne konnte ja nichts ausrichten‘ oder ‚der normale Bürger konnte nicht ahnen, was da alles passiert ist‘ waren beliebte Parolen. ‚Das Leben musste eben weitergehen, und es wurde einem jedenfalls nichts geschenkt. Die Hungerjahre nach dem Krieg waren schließlich auch nicht ohne.‘ Und so weiter, und so weiter.

Er konnte sich auf die Zeitung schlecht konzentrieren. Auch die Rätselseite, der er sonst seine ganze Aufmerksamkeit widmete als Gehirntaining, um die Altersverblödung hinauszuschieben, brachte ihn nicht auf andere Gedanken. An Schlaf war sowieso nicht zu denken. Also startete er vor sich hin. Die Sonne schien jetzt nicht mehr ins Fenster, so dass die geöffneten Vorhänge den Blick auf die Edeltanne im Vorgarten freigaben. Alte Möbel zumeist aus dem

Biedermeier, dicke Orientteppiche und große Bücherregale sorgten für das, was man in Deutschland ‚Gemütlichkeit‘ nannte, ein Wort, für das es in keiner anderen Sprache der Welt eine Entsprechung gab und das in einem merkwürdigen Kontrast stand zu dem, was er gerade in seinem Kopf hatte.

Aber er liebte dieses Ambiente, ob er wollte oder nicht. Es weckte Erinnerungen an die Kindheit und seine Eltern, an die Studienzeit, die er zwar zum größten Teil in Hamburg verbracht hatte, aber an den Wochenenden und in den Ferien stets zu Hause. Alle Referate und Seminararbeiten hatte er oben in seinem Zimmer geschrieben und dort auch zum ersten Mal mit Elli geschlafen, als die Eltern in Urlaub waren. Elli hatte er in Hamburg kennengelernt, und obwohl sie aus Cuxhaven stammte, war sie ihm gern nach dem Studium nach Bremen gefolgt, wo sie sich eine Wohnung in der Mathildenstraße mieteten. Doch die wurde für ihn nie ein echtes Zuhause trotz eines harmonischen Ehelebens und der Betreuung der heranwachsenden Kinder, sein Zuhause war und blieb das Haus in Borgfeld. Deshalb war es selbstverständlich, dass die Familie nach dem Tod des Vaters und dem Umzug der dementen Mutter in ein Heim das altvertraute Haus übernahm. Natürlich hatten sich die Inhalte nicht nur in den Bücherregalen geändert, das Obergeschoss war komplett mit Möbeln aus der Mathildenstraße und dem Nachlass von Ellis Eltern eingerichtet, aber hier im Erdgeschoss hatte sich wenig geändert. Die Bilder zum Beispiel waren immer schon dagewesen, schöne alte Kupferstiche und Grafiken aus den dreißiger Jahren und als Krönung zwei herrliche Aquarelle von Emil Nolde. Die Blumenbilder mit ihrer hinreißenden Farbigkeit, ihrer Leuchtkraft belebten den ganzen Raum, machten ihn lebendig. Dass seine Eltern diese Kostbarkeiten in den dreißiger Jahren erworben hatten, rechnete er ihnen hoch an, denn damit hatten sie einen besonderen Geschmack bewiesen bei ihrer doch eher kleinbürgerlichen Herkunft. Besonders seine Mutter hatte sich für Kunst und Antiquitäten interessiert, obwohl sie nur als Schreibkraft in einer Reederei gearbeitet hatte, während seinem Vater, der als Steuerberater zwar gut Geld verdiente, diese

Welt eher fremd war. Die Beschäftigung mit Garten und Sportverein reichte ihm völlig. Mutters Drang zum Höheren hatte er gutmütig belächelt und die damit verbundenen erheblichen Geldausgaben toleriert. Jedenfalls steckte sie hinter der Anschaffung der alten Möbel und der geschmackvollen Bilder.

Was die Noldes wohl damals gekostet hatten? Dass sie jetzt großen Wert hatten, war ihm bewusst, obwohl das für ihn keine besondere Rolle spielte. Der Wert, den sie für ihn hatten, ließ sich in Zahlen nicht messen. Sie waren ein lebendiger Teil seines Lebens.

Die Kinder sahen das wohl etwas anders. Tochter Ruth hielt sich zwar zurück, war ja auch finanziell gut versorgt, denn sie war mit einem Industriellen verheiratet, aber ein besonderes Verhältnis hatte sie zu den Bildern nicht. Dass sie ihrem Vater heimlich hinterbrachte, Bruder Dieter rede ganz offen von seinem Wunsch, die Aquarelle zu Geld zu machen, ließ vielleicht Rückschlüsse zu auf eigene Interessen. Jedenfalls verdarb Vogt das Wissen, dass man ihm die Kunstwerke eigentlich nicht gönnte, gelegentlich die Freude beim Betrachten derselben. Auch das war ein Grund, weshalb er Familienkontakten nicht allzu viel Bedeutung beimaß. Seinem Sohn gegenüber war er besonders vorsichtig. Schon zu oft hatte er ihm finanziell unter die Arme greifen müssen, denn der betrieb eine kleine Werbeagentur, die sich besonders durch fehlende Aufträge auszeichnete. Dieter Vogt sprach von sich selbst als ‚Lebenskünstler‘. Der durch Tochter Ruth überlieferte Satz des Sohnes: „Was habe ich von den Bildern, wenn wir sie vielleicht in zehn Jahren mal erben? Jetzt brauche ich Geld. Dass Papa sich so an die Dinger klammert, ist reine Sentimentalität“ hatte Vater Vogt tief verletzt.

Seufzend erhob er sich. Besonders der Begriff ‚die Dinger‘ empört ihn. Das war nicht nur eine Kränkung des Künstlers, sondern auch des Betrachters, der Freude an den Arbeiten empfind.

„Er ist und bleibt ein dummer Junge“, flüsterte er. Er brauchte frische Luft und öffnete das Wohnzimmerfenster, nur um es sofort wieder zu schließen, denn draußen stand die Hitze wie eine Wand.

Halb vier. Er würde noch bis vier warten und dann sein Glück bei Christa versuchen. Zur Kaffeezeit war sie meistens anzutreffen, denn auch sie liebte den Mittagsschlaf, obwohl sie zehn Jahre jünger war und noch nicht so ruhebedürftig wie er mit seinen achtundsiebzig Jahren.

Die Zeitung langweilte ihn. Vielleicht sollte er die Zeit nutzen, sich um seine Fingernägel zu kümmern. Im Bad weichte er die Hände in warmem Wasser ein, um dann die Nägel mit Schere und Feile zu bearbeiten. Immerhin eine sinnvolle Tätigkeit, deren Ergebnis ihm für einige Momente das Gefühl gab, in geordneten Verhältnissen zu leben, auch wenn beide Mittelfinger schon arthritisch verbogen waren.

Er schaute zunächst von der Terrasse hinüber in Christas Garten. Aber da war niemand zu sehen, obwohl Christa bei schönem Wetter meistens in einer Liege auf dem Rasen unter einem Sonnenschirm ihre Mittagsruhe absolvierte. Heute war es ihr wohl zu heiß.

Also verließ er das Haus durch die Vordertür, schloss sorgsam ab und verstaute den Schlüssel in der Brusttasche seines Oberhemds. Auch der kurze Plattenweg zur Pforte musste von Unkraut befreit werden, stellt er missmutig fest. Man führte einen ständigen Abwehrkampf gegen die übermütige Natur. Bei dieser Hitze ein besonders unerfreulicher Gedanke.

Christas sonst so gepflegtes Haar war etwas in Unordnung geraten. Gähnend sagte sie: „Du hast mich geweckt. Schnell rein mit dir, damit die Hitze nicht ins Haus kommt.“ Hastig schloss sie die Tür hinter ihm.

„Guten Tag erstmal.“ Er gab ihr die frisch manikürte Hand. „Ja, verdammt heiß heute. Ungewöhnlich für die Jahreszeit.“

„Das verschiebt sich immer mehr. Frost bis Ende März und acht Wochen später tropische Hitze.“ Mit den Fingern ordnete sie ihr Haar vor dem Garderobenspiegel. „Bin noch ganz zerzaust.“

„Macht doch nichts. Gut siehst du aus.“ Das meinte er ernst. Hübsch war sie in der weiten hellen Sommerhose und der zarten Seidenbluse, deren obere Knöpfe geöffnet waren, und eine immer

noch glatte Haut sehen ließen. Die schmalen Füße mit rot lackierten Nägeln steckten in leichten Sandalen.

„Schau mich nicht so an. Ich bin völlig verschwitzt. Ich müsste erst mal duschen. Magst du einen Tee?“

„Gern. Gerade bei solcher Hitze ist warmer Tee genau das Richtige.“

„Und ein Stück Erdbeertorte, wenn’s recht ist.“

„Ist es.“

„Fein. Wir bleiben besser im Haus. Geh schon mal ins Wohnzimmer. Ich bin gleich da.“ Sie verschwand in der Küche und stellte den Wasserkocher an.

Da sie offenbar die Sonne vormittags ausgesperrt hatte, war das Zimmer angenehm temperiert. Jetzt waren die Rollos hochgezogen, und man hatte die ganze Gartenpracht vor Augen. Die Üppigkeit der Außenwelt stand in Gegensatz zu der eher spartanischen Inneneinrichtung. Eine schlichte Sitzgarnitur, eine einfache Essecke, IKEA-Regale für Bücher und Schallplatten, an den Wänden ein bisschen moderne Grafik und von der Decke ein Mobile, das sich sachte bewegte. Hier wohnte ein Mensch, der sein Leben entweder im Garten oder in Theatern und Konzertsälen verbrachte.

Christa erschien mit einem großen Tablett und deckte den Couchtisch. Sie hatte sich das Haar gebürstet, den Mund geschminkt und sich mit einem frischen Duftwasser besprüht. Alles an ihr war ansprechend, fand Vogt. Eine andere Bezeichnung für ihre Wirkung fiel ihm nicht ein. Jedenfalls hatte er den Begriff ‚sexy‘ aus seinem Wortschatz gestrichen, weil der mit der Würde von Menschen über fünfzig nicht vereinbar war. Zudem war ihm im Lauf der Jahre alles Sexuelle einigermaßen fremd geworden.

Da saß er in ihrem Wohnzimmer, als sei das das Selbstverständlichste von der Welt, und schaute ihr zu, wie sie mit flinken Fingern Kuchen und Sahne verteilte und Tee auf knisternden Kandis schüttete. Und dabei hatte sie noch nicht einmal gefragt, was er eigentlich von ihr wollte. Hier war er willkommen, wann immer er sich nach ihrer Gegenwart sehnte.